

(Nachdruck verboten.)

8]

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Und jetzt — jetzt sollte es sein, als wäre nichts gewesen, jetzt sollte alles wieder gut sein, bloß weil ein alter Kerl sie für sich allein haben wollte. Anständig und verheiratet — wie konnte sie anständig sein — was geschah war, war geschehen, und anständig konnte sie doch nie wieder werden. Dann hätte das Ganze ja keine Bedeutung — dann brauchte man ja nicht so viel Aufhebens davon zu machen, wenn sie jeden beliebigen Augenblick wieder anständig werden konnte. Aber nun — bloß weil sie mit dem armen Alten verheiratet war, da waren sie gleich alle wieder so gut und freundlich gegen sie, die am härtesten gegen sie gewesen waren, die waren jetzt so weich wie Butter. Allein Olsa! Was war das für eine Herzensfreundschaft! Als wenn das nie ein Ende nehmen sollte! — Aber das war ja wahr, Oline lebte jetzt in guten Verhältnissen! Nein, jetzt dachte niemand mehr an sie — sie waren, wenn möglich, noch freundlicher gegen sie, bloß weil sie in der Mittelgasse gewohnt hatte. — Jetzt kam die Reihe an Albertine. Die sahen sie an, als wenn ihnen die Augen aus dem Kopf springen sollten, wenn sie bloß neue Stiefel an hatte oder sich ein neues Band auf den Hut gesteckt hatte. Ja, jetzt war die Reihe an ihr, und sie drehten sich nach ihr um, Olsa und alle die anderen, wenn sie nur über den Hof ging. „Mit der ist es auch bald so weit!“ sagten sie. „Seht doch bloß, wie sie Oline ähnlich sieht!“ Wenn aber Oline selbst in ihrem feinen Regenmantel, das Kind an der Hand, kam, dann war alles gut und schön. Jetzt war sie ja anständig und verheiratet, und es machte ja auch nichts, daß sie das Kind lange vor der Zeit bekam, — nein, jetzt war ein Pfaster über das Ganze gelegt! Sie fand, es war ein Glück, daß Oline Erlaubnis erhielt, in die Kirche zu kommen und vor dem Altar selbst getraut zu werden.

Oline, — wenn man sich das dachte, — die!

Nein, sie verstand das Ganze nicht — anständig und verheiratet — die! Sie wurde nicht anständig, und wenn sie den Pfarrer selber heiratete!

Sie konnte es gar nicht werden, selbst wenn sie es wollte, die Aermstel! Die beunruhigenden Gedanken kehrten immer wieder zurück, und die Worte, die sie ausgesprochen hatte, kamen auch wieder.

Und all das Häßliche und Abscheuliche, wie konnte sie das vergessen? Wenn sie sie doch nur fragen könnte! Sie konnte es sicher auch nicht mehr los werden — es haftete Oline an, genau so, wie es sie selbst verfolgte.

Ja, sie war anständig genug — ihr war nichts mehr anzusehen! Das Stirnhaar war zurückgestrichen, die Hüte mit den Federn hatte sie verkauft, sie hätte nur einen zurückbehalten, sagte sie, der sollte wohl auf dem Boden liegen und auf Albertine warten! — Nein, ich danke — ihr sollte es wohl nicht so gut ergehen! Oline ging auch nicht mehr in hohen Lackstiefeln mit spitzen Absätzen — Nein, sie ging mit einem Korb am Arm und das Kind an der Hand, und anständig gekleidet — natürlich! Mit einem feinen Regenmantel, aber nicht auffallend! Und sie ging in die Läden und überall hin, und niemand merkte es oder sah es ihr an, — sie begriff nicht, daß sie es nicht sah, daß sie es aber nicht fühlen konnten, wenn sie neben ihr standen, daß sie es nicht riechen konnten! — Gut! Es konnte doch nicht nur in den Straßenseiten und den Lackstiefeln allein stecken, es mußte doch in ihr selbst sein! Sie fand, daß sie es jedesmal merken konnte, wenn Oline dagewesen war.

Ein Glück, daß die Polizei ihr nicht ein Abzeichen anhängte. Anständig und verheiratet — ja, schön! Nein, um keinen Preis der Welt würde sie den Regenmantel von ihr leihen.

Die Uhr schlug jetzt jenseits der blauen Wand, drüben bei Madam Olsen, zwei heisere Schläge.

„Jetzt fängt die Musik im Studentenhain gleich an.“ Sie sah auf die Straße hinab — noch immer dasselbe Wetter.

Mutter Christiansen wandte sich um.

„Du mußt Du wohl gehen, Eduard!“

„Mir deucht, Eduard wird von Tag zu Tag elender,“ sagte Albertine, als er gegangen war.

„Ach ja, das find' ich auch,“ sagte Mutter Christiansen mit halbunterdrücktem Weinen in der Stimme. Sie nahm einen Lappen und wischte den Boden, da, wo er gesessen hatte, ab.

Albertine faltete die fertig genähten Taschentücher vier-eckig zusammen und nahm ein neues Duzend in Angriff.

Anständig — ja, ich danke! Aber sie war doch einmal anständig gewesen, Oline, und auch unschuldig! — Und damals war sie so süß, und damals hatte sie sie auch lieb gehabt und war so stolz darauf gewesen, ihre Schwester zu sein — so gut und klug und schön, wie sie war, — ach ja, — denn schön war sie, und das hatte sie so oft zu hören bekommen, und dann rannte sie des Abends soviel in der Karl-Johann-Straße herum.

„Ich? Nein, ich laufe doch nicht zubiel in der Karl-Johann-Straße, das kann doch gottlob niemand von mir sagen — was sie sich sonst auch ausdenken mögen — vier Wochen sit' ich jetzt schon hier. Gut, die Dreckmaschine, immerzu zieht sie den Faden zusammen!“ Knack — knack — vorsichtig zog sie das Taschentuch unter der Nadel hin und her und versuchte wieder von neuem. So — jetzt ging es wieder.

„Bei Zwangsabholung“ stand da auf dem blauen Zettel, mit dem der Polizist damals kam — er hatte einen großen, roten Schnurrbart — den könnt' ich morden. Gott, wie Vater die Mutter damals verprügelte, ich glaub', er hat ihr den Rücken eingeschlagen, so daß er so wurde, wie er nu is.“

Sie sah auf: „Es wird wohl nicht ganz so leicht sein, eine ordentliche Taille für den Rücken zuzuschneiden, aber ich muß mich doch wohl daran machen — mit den gräßlichen Gliedern kann sie doch nicht länger gehen.“ Oline hat Glück, sie war nicht zu Hause, sonst hätte er sie wohl gleich totgeschlagen.

Die arme Alte — ja, damals macht' sie sich fein genug — sie holt' das hundertjährige Umschlagetuch aus der Kommode, band es um und macht' sich so fein wie möglich. Und dann ging sie mit Oline nach der Polizeistation zu Polizeieinspektor Winther. Ja, wirklich — diesmal sollt' sie noch mit einer Warnung davonkommen. — Aber dann kam wieder einer, der gräßliche Kerl — kaum vierzehn Tage später. — „Die Zwangsabholung“ — großer Gott, was hab' ich nicht der Polizei und dem Kerl alles an den Hals gewünscht — dieser gräßliche, rote Schnurrbart! — Ja, da band denn die Alte ihren geblühten Schal wieder um und ging mit. — Nein — diesmal mußt' Oline rein zum Doktor.

„Ja — nu is mir das Ganze schnuppe,“ sagte Oline und mietete sich eine Stube in der Stadt. Wenn sie das doch bloß nicht getan hätte! — großer Gott — das hat' sie doch nicht nötig, — aber es sollt' wohl so sein. — Nein — und dann nachher, als sie im Krankenhaus lag und wir heimlich hinschleichen mußten, — denn er wollt' uns zu Grus und Pus schlagen, wenn wir da hingingen, sagt' er. Ach ja! Ich mag gar nicht an all das denken, ich werd ganz verrückt davon — ich muß an was anderes denken — nu is das Taschentuch fertig — so — nu leg' ich es hübsch zusammen, oben auf die anderen. . . Ich glaub' beinah, das, wovor mir am allermeisten graut, is der Gedanke, daß sie ins Land-arbeitshaus kam. Da weinte Mutter so, daß sie gar nicht wieder aufhören konnt'.

Des Tags dürfen sie ja nämlich die Herren auf der Straße nicht grüßen. — Da traf sie den, den sie geliebt hatt' und der sie verführte. Mitten in der Karl-Johann-Straße nickt' Oline ihm zu — und da, man sollt's nicht glauben — geht er hin und zeigt' sie an, und da kriegt sie sechs Monate Besserungshaus und dann durft' sie nicht in der Karl-Johann-Straße gehen. „Ja — nu is mir das Ganze schnuppe,“ sagte Oline, als sie wieder raus kam, und da zog sie gleich in die Mittelgasse — und da nahm sie den Namen Rosalie an — Oline war nu nicht mehr fein genug.

Nein, — das is was, wovor mir noch mehr graut, wenn ich daran denke — das ist, als ich sie vor der Polizeistation sah — den Montag morgen — ihr Lächeln — als sie da rein gehen wollt' — ich sah noch ihre Hand auf der Türklinke —

„nu sang' ich wieder damit an — ich will nich — nein, ich will nich — ich will nich. So — nu wird wieder genäht — noch ein Taschentuch — ganz vorsichtig. Die Maschine näht ganz gut — wenn man nur vorsichtig ist. Nein, ich will nicht mehr!“ Und sie warf die Arbeit hin, lehnte sich in den Stuhl zurück und weinte.

Mutter Kristiansen wandte das vergrämte Gesicht mit all den Dränenwegen auf den Wangen um und sah sie einen Augenblick an — dann kehrte sie ihr wieder den Rücken zu.

Noch weitere acht Tage hatte Albertine im Hause gefessen und genäht. Sie hatte Besuch von Jossa gehabt, die sie durchaus mit hinaus haben wollte — sie müsse mit ihr hinaus, sie wollten hingehen und die Musik hören, und sie wollten sich schön amüsieren! Sie hatte geantwortet, ihr Mantel sei beim Färber. Aber der Winternebel stand nicht mehr so unerschütterlich fest da draußen, und in dem Grau wurden einige hellere Stellen sichtbar.

Die Tür tat sich langsam auf, und Eduard kam langsam und still herein, nahm Hut und Rock ab, legte beides auf das Bett, ging an die Kommode und nahm den „Tag“ heraus und setzte sich auf den Stuhl neben dem Ofen, wo Mutter Kristiansen stand.

Albertine nähte an einer neuen Taille für ihre Alte. Ob Jossa wohl heute kam? Das war doch immer eine kleine Abwechslung — sie erzählte soviel Amüsantes aus der Stadt — wenn sie doch nur käme! Jossa, die konnt' erzählen, sie lief ja den ganzen Tag auf der Straße. — Uebrigens glaubte sie nicht, daß Jossa was Schlechtes tat — nur dies ewige Gerenne in der Karl-Johann-Straße. Und sie selbst? Nein, sie war ja nie auch nur halb soviel in der Karl-Johann-Straße gewesen wie Jossa. Und dann ging Jossa da des Abends, und das war ein großer Unterschied.

Jossa tat sicher nichts Schlechtes — die ärmste — Jossa war im Grunde klug — aber fein war Jossa nicht. Sie konnte nicht begreifen, daß Jossa mit den Stirnlocken gehen mochte, denn ihr Haar war so häßlich, und die Nase sah dadurch noch herausfordernder aus als sonst. Wenn doch Jossa heut' kommen wollte. Wie wohl das Wetter sein mochte? — Es war ihr, als wenn es ein wenig heller wurde. Sie sah hinaus. Ja, grau war es noch — aber es war viel heller hinter dem Fabrikschornstein dort gegenüber, als es seit langer Zeit gewesen war.

„Seht kriegen wir gutes Wetter, Eduard!“

Eduard sah auf und hustete und antwortete mit schwacher Stimme:

„Ja — wirklich — ich glaub' auch, daß es nu besser wörd.“

Albertine sah ihn an. — Wenn er jetzt im Frühling stirbe, dann müßte sie den ganzen Sommer in Schwarz gehen, und wo sollt' sie das hernehmen? Am Ende müßte sie den ganzen Sommer zu Hause sitzen — weil sie keine Trauerkleider hatte. Schwarz würde ihr gewiß gut stehen — aber am Ende hatten sie nicht soviel Geld, daß sie sich schwarze Kleider kaufen konnten. Aber sie mußten Trauerkleider haben, sie wie auch die Alte, das war klar; fein würde es wohl freilich nicht. Ja, das Geld, das Geld! Ja, es mußte schließlich gehen, wenn man nur allen Ernstes wollte und so recht fleißig war, wirklich fleißig, dann mußte man doch soviel Geld verdienen können! Da war diese Madam Sandberg, die hatte als einfache Näherin angefangen, so wie sie selbst, und jetzt hatte sie eine große Schneidertube und eine feine Wohnung und eine ganze Pelzgarnitur, und im Sommer wohnte sie auf dem Lande — und das alles, weil sie tüchtig und ordentlich gewesen war. Ach ja — sie sollte doch wohl auch Geld verdienen können. Es kam nur darauf an, daß man ordentlich und genau war. Es war gut für sie, daß sie Oline als abschreckendes Beispiel vor Augen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

Von Alfred Bock.

(Schluß.)

„Gritt, Du versprichst mir's in die Hand hinein, Du gibst ihr die vierhundert Mark. Ich kann sonst nicht ruhig sterben!“

„Sei stät,“ sagte die Pörtgritt mit nassen Augen. „Ich tu das Geld fort. Und geh's Deiner Frau. Auf Ehr und Gewissen!“

Nun war er zufrieden. Ueber sein Gesicht breitete sich ein Lächeln.

Er bat die Gritt, ihn ein wenig höher zu betten. Das tat sie. Gleich darauf schlief er ein.

Drunten ging die Ladenglocke. Die Pörtgritt hatte ein paar Kunden zu bedienen. Als sie wieder heraufkam, ward sie von jähem Schreck ergriffen. Des Schlummernden Lippen hatten sich bläulich gefärbt, sein Unterkiefer war herabgesunken. Sie beugte sich über ihn. Sein Herz hatte zu schlagen aufgehört.

Gewaltsam drängte sie ihre Tränen zurück. Wer beim Anblick eines Verstorbenen weinte, mußte ihm in die Grube folgen.

Sie brachte die Uhr zum Stehen, die zu Häupten des Abgeschiedenen hing, und öffnete das Kammerfenster.

Dann suchte sie den Nachbar Wölbel auf und verkündete ihm den Tod ihres Herrn. —

Zwei Tage später wurde der Krämerskarl begraben. Das ganze Dorf geleitete ihn zur letzten Ruhe. Bei seiner Predigt ging der Pfarrer von den Worten des Apostels aus: „Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder du anderer, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor Christi Richterstuhl dargestellt werden.“ Der da seinen Lebenslauf vollendet hatte, war ein Mensch mit seinen Schwächen und Fehlern, aber auch ein Mensch voll Herzensereifalt und Güte. Wer sein Wesen von Grund aus verstand, mußte ihn lieb gewinnen. In seiner Seele hatte kein Argwohn Platz. Mit den Augen eines Kindes schaute er in die Welt hinein. Daß er jeglichen nach seinem Schuh maß, war zuletzt sein Verderben geworden. Auch die Toten redeten ihre Sprache. Von dem hingeshiedenen Bruder ging zu den Lebenden der Ruf, an seinen Fehlern sollten sie die eigenen Schwächen erkennen, auf daß sein Irren für sie eine Quelle des Segens wurde. Also wollte es der Mahner, der Warner droben im Himmel. Der Pfarrer geriet in heiligen Eifer. Seine Worte klangen wie Donnererschläge. Die um ihn herumstanden, konnten es spüren, sein geistliches Schwert war scharfer geschliffen denn je. —

Der Walkmüller und Dippel, der Bäcker, gingen miteinander vom Friedhof heim. Sie unterhielten sich über den Krämerskarl.

„Daß he zu leichtgläubig war, hat ihm den Hals gebrochen.“ meinte der Walkmüller.

„Ich sein emal ein' Abend bei ihm gewest,“ erzählte der Bäcker. „Da tat he schwächen, 's war großartig. Ich dacht bei mir, der hat die Geiseitheit mit Pöffeln gegessen. Man kann sagen, he hatt von allem ein' Begriff. So Leut' machen emal ein' dummen Streich, sie zupfeln's aber auf eine andere Art wieder heraus. 's is net ausgeschloffen, daß he die Raff' doch noch in Zug gebracht hätt.“

„Ich glaub's net,“ sagte der Walkmüller und nahm eine Nase voll Schnupftabak. „Daß he dem Bipping in die Kluppen kommen is, dessentwegen will ich ihn gar net verfreischen. Der war mit allen Hund' geheßt. He hat sich aber mit den Lappaniern eingelassen. Die haben's ihm abgelauft. He war überhaupt von je zu viel für die Lumpenbagasch'. Das gehört sich für ein' Geschäftsmann net. Dem muß das Hemd näher sein wie der Rock. Nee, nee. So Querschelköpff passen net in die Welt!“

13.

Der Rühlsadam hatte zwei Ketten wilder Gänse gefeiert, die, aus warmen Ländern kommend, an die nordischen Küsten zogen. Für den rüstigen Alten war das ein sicheres Frühlingszeichen. Dessenungeachtet behielt der Nordost das Regiment, und die Nachfröste wollten nicht weichen.

Während drunten die Wetterauer ihre Aussaat längst beendet hatten, konnten die Bauern im hohen Vogelsberg erst anfangs April mit der Feldarbeit beginnen.

Gleich seinen Kollegen vom Vorstand und Aufsichtsrat hatte der Peter Margolf seine besten Acker verkaufen müssen, die leidige Hypothek zu decken. Sein Viehstand war ihm erhalten geblieben.

An Stelle der Marie hatte er die Schmalbachschriftine als Magd gedungen. Die war eines Abends zitternd wie Espenlaub zu ihm gekommen. Sie hatte in der Scheune den alten Reiniger ihrer Familie, den Futternidel, gesehen. Eine weiße Strumpfschleife auf dem Kopf, war der Verblüdhene hin und her gegangen und hatte jämmerlich geseufzt. Der Schmalbachschriftine war vor lauter Gruseln windelweh geworden, wie Blei hatte es ihr auf den Gliedern gelegen. Auch dem Margolfs Peter war nicht geheuer zumute. Nahe bei

seinem Gehöft führte der Banerweg vorbei, auf dem zuzeiten verwunschene Geister spukten. Wahrscheinlich hatte sich der Butternickel in der Scheune gefangen.

Der Margolfs peter ließ den Födelsheinrich rufen. Dieser schloß sich in die Scheune ein und unternahm es, die wandernde Seele zu bannen.

Dreimal kam er auf den Hof. Danach trat er zu dem Bauer und sprach: „Alleweil hat er Ruh!“

„Das is mir lieb,“ sagte der Peter, von einem unbehaglichen Gefühl befreit.

Er setzte seinem Gast Wurstebrot und Apfelwein vor. Der Födelsheinrich ließ sich's schmecken und tat auch dem Getränke Ehre an.

„Was hör ich dann?“ richtete er an den Peter das Wort. „Die Marie is von Büdingen mit dem Weilandt aufgeboten. Die wird es Schulfrau in der Stadt.“

Der Bauer zog die Stirn in düstre Falten.

„Ich weiß es, aber's kümmert mich nix. Die Marie is net mehr da für mich!“

Der Födelsheinrich machte ein verschmitztes Gesicht.

„Babberlababbl! Wann der Storch erst geklappert hat, hernachert wollen wir wieder emal devon schwächen.“

Der Peter ging über den Einwurf hinweg und sagte: „Du kennst doch mein Better in Allmenrod. Se guck mit seinen Luchsaugen hierher. Se möcht mir sein' Philipp schicken, den Einfaltspinsel! Ich will ihn aber net.“

„Du wärs ja dumm wie ein Stoppelsalb,“ sprach der Födelsheinrich, „wann Du Dir eine Laus in den Pelz sehen täfst. Du stehst in Deiner Kräftigkeit. Du tust Dein Werks allein.“

Unwillkürlich redete der Peter die Arme. „Meinem Vater selig sein Spruch war: Wer net arbeit, soll auch net essen! Dadran halt ich mich!“

Bei dämmerndem Abend brach der Födelsheinrich auf. Der Margolfs peter gab ihm bis zum „Ritter“ das Geleite und kehrte dann in sein Gehöft zurück. Dort ging er noch einmal in den Stall und begab sich darauf zur Ruhe.

Am anderen Morgen mit dem Glockenschlag vier war er schon wieder in voller Tätigkeit. Er fütterte das Vieh, spannte die Ochsen vor den Pflug und fuhr auf den hohen Rain.

Im Osten war der Himmel wie in Purpur getaucht. Ein wunderbares Wolkengebilde, an den Rändern rot angeglüht, zog dem Tagesgestirn voraus. Dann schwebte die Nichtkönigin empor, vom Jubelgesang der Lerchen begrüßt. Noch fehlten der Landschaft die bunten Farben. Doch trugen die Bäume schon braune Knospen, und die Triften prangten in hellem Grün. Ein paar Wochen weiter, und der Lenz kam mit Macht.

Auf seiner Gewann am hohen Rain führte der Peter Margolf den Pflug. Er hatte das Land schon merklich verbessert, doch der Boden blieb steinig für alle Zeit.

Die Ochsen, die lange im Stall gestanden und sich störrisch am Joch gezeigt hatten, waren nun willig beim Werk.

Der Bauer, den Blick auf das blinkende Eisen gerichtet, zog Furche um Furche in gerader Flucht.

Aus den aufgeworfenen Schollen stieg ein feiner Rauch in die Höhe: es war der lebendige Odem, die unverstehbare Kraft der treuen, mütterlichen Erde.

um die Dichtung von der Vethargie zu frischpulsierendem Leben zu erwecken, leugnet er durchaus. Nach seiner Meinung hätten die „Modernen“ nur leeres Stroh auf ihren Tennen gedroschen.

Das stimmt freilich nicht und bedarf keiner Gegenbeweise. Aber Ilg ist ein in sich gelehrter Träumer, dem es am wohlsten ist zwischen den Grenzpfählen seiner schweizerischen Heimat, wohin sich nur ein schwaches Echo von den leidenschaftlichen Kämpfen auf der großen Bühnenbühne verirrt (wenn nicht das Gegenteil wahr wäre, wie ein Blick auf das kraftvoll empordringende sozialistische Proletariat doch zeigen sollte). Hier von verrät das Gedichtbuch allerdings nichts. Ilg gibt sich als Epigone. Dennoch hat er trotz dieser kleinbürgerlichen Befangenheit eigene Töne in einer wohlklingend abgeklärten Form. Das reizende Gedicht „Am Brunnen“ könnte wohl ein Volkslied sein; andere, wie „Totentanz“, „Die Brücke ins Jenseits“, „Das Kreuz im Walde“, „Arnold Winkelried“, sind als kräftige Balladen anzusprechen; noch andere, wie „Moses' Tod“, „Heines Denkmal“, „Die stille Stunde“ (dem Andenken Schopenhauers), „An Friedrich Nietzsche“, sind voll gesättigter Gedankenschönheit.

Paul Ilg ist also ein wirklicher Poet. Auch in seinen Romanschöpfungen; und dadurch erhalten diese eben gleich von vornherein ihren künstlerischen Typus. Aber sie haben noch ein anderes, rein literarisches Merkmal. Sie wären ohne die jüngstdeutsche Richtung, mit der Ilg, der Lyriker, keine Gemeinschaft haben will und deren Verdienstlichkeit er mehr hartnäckig als einsichtig-gerecht bestreitet, gar nicht denkbar. Jene verlästerten „Modernen“ haben das allerjüngste Geschlecht gelehrt, das Dasein bei der Wurzel zu packen, die Dinge zu sehen, wie sie sind, statt Phantasieritten ein Bild der Wirklichkeit zu geben. Paul Ilg als Romandichter ist also ein ganz anderer, denn als Lyriker. Nicht, daß er nun die Heimat aus dem Gedächtnis verlöre, um auf ihm fremden Gebieten herumzupirschen; sondern er holt sich gerade von dorther seine Kraft und seine Stoffe; nur das Gefühl, in das er sie gießt, die Durchleuchtung, die äußerliche Struktur, die geistige Vertiefung, die er ihnen gibt: — das ist großdeutsch-modern im besten Sinne des Wortes. Bis jetzt kennen wir drei Romane von Ilg. Sie spielen alle auf schweizerischem Boden; das ist selbstverständlich und gehört zu ihren Vorzügen. Eigentlich geben sie Entwicklungsprozesse dieser heutigen Jugend in vorzüglich plastischer und zugleich höchst farbiger Gestaltung. Zwischen dem Autor und diesen verchiedenen Jungschweizern schwingen unsichtbare Fäden. Es ist darin ein aus der Enge streben, ein braulendes Hindrängen zu Luft und Licht, freilich auch die febrile Gier nach Lebensgenüssen, äußeren Ehren und Reichtum. Solche Instinkte übertragen keine Sentimentalität, keine welt-schmerzliche Anwandlung. Sie betätigen sich bis zur Brutalität, die kein anderes rivalisierendes Wesen neben sich duldet. Freilich, oft wenn solche Naturen das Ziel ihrer Wünsche erreicht haben, pflegt sich bei ihnen Unbefriedigung und Ekel einzustellen und dann — weil alle edleren Triebe immer erstickt wurden — kommt das fürchterliche Ende. In Ilgs Erstlingsroman „Lebensdrang“ wird der Held doch Herr über sich selbst; das bessere Teil in ihm, seine Zuversicht, nunmehr erst alles zu leisten, was in seinen noch nicht ganz untergrabenen sittlichen wie geistigen Kräften steht, reißt ihn nach oben. In dem dritten Roman „Die Brüder Moor“ geht Christian Knecht, der Sohn einer armen Nähterin dank seiner widerstandsfähigen moralischen Gesundheit aus dem Pfuhl der Lüste und Leidenschaften als Sieger zu nützlicher Arbeit hervor, hingegen endigt Theodor Zellweger, der auferbebeliche Sohn des reichen Fabrikanten und Kantonsrats schließlich durch Selbstmord. Ihm, dem das Leben eine glänzende Zukunft verheißt, hat das Wohlleben jedweden sittlichen Halt genommen. Die Stiefmutter, zu der er in brünstiger Liebesleidenschaft entbrannte und die ihm nur die Geliebte dünkte, durfte seine nach Rettung ausgestreckten, entweiten Hände nie mehr ergreifen. So sucht er seine leibliche Mutter auf, die irgendwo als Frau eines Gastwirts lebte. Aber auch sie beschwört ihn, das Haus zu verlassen, um nur keine Schande über sich, über den unwissenden Mann und die rechtmäßigen Kinder zu bringen. Niedergeschmettert wandt er fort — in den Tod. Nicht oft ist eine zur Mannbarkeit erwachte Gymnastikjugend in all ihrem Ueberflang, doch auch in ihrer gährenden alle Dämme der Vernunft und Moral niederreißenden Leidenschaft so plastisch, so wahrheitsmutig und schrecklich ergreifend geschildert worden, wie in diesem Kantonschülerroman!

„Der Landstörcher“ ist von besonderer Art. Vielleicht haben wir's da mit einer Lebens- und Seelenbeichte, nur auf zwei Menschen übertragen, zu tun. Die Schicksale eines jungen schweizerischen Dichters, sein Herkommen vom ärmlichen, halb verloderten Tobelwolf, oben im Dorf Haldenstein, seine unseligen Liebesverstrickungen, sein bis zur Brutalität gesteigertes Anknüpfen gegen jede ihm aufgezwungene Fessel, schließlich der Untergang des zum Glück nicht bestimmten Mannes werden da mit einer mitreißenden derb-realistischen Gewalt und Pracht ausgerollt. Kein Buch Ilgs mutet schweizerischer an, als wie dieser Künstler- und Menschenroman; keines ist psychologisch tiefergrabend, leidenschaftlicher und trotz einer breitgeschlochten Gedanken- und Gemütswelt dramatischer. Da schauen wir in das Getriebe einer ziemlich deutlich erkennbaren Berliner Zeitungsfabrik, gewinnen Einblick in die so bildungsarme wie bildungsfeindliche Sphäre der geburtsadligen Gesellschaft von heute, begleiten den halb erdgebundenen, halb abenteuerlich kraupfhaft einen festen Halt suchenden Helden in die schweizerische Heimat, die mit ihren Kleinbürgern und Dörfern greifbar an uns vorüberzieht, begegnen ihm dann in Italien, in München und

Gedichte und Romane von Paul Ilg.

Verlag G. K. Sarasin-Leipzig.

Der lebendige Anteil der Schweiz an der Vereinerung deutscher Literatur ist in stetigem Steigen begriffen. Neben Heinrich Leutold, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und Karl Spitteler als den namhaftesten Veteranen einer älteren Generation sind zahlreiche jüngere und jüngste Talente hervorgetreten, unter denen einige volle Aufmerksamkeit verdienen. Paul Ilg, den Lesern des „Vorwärts“ nicht unbekannt, gehört zu ihnen. Wohl scheint es, als sei er mehr Amboß als Hammer gewesen, als habe ihm erst spät ein freundlicheres Schicksal steinige und dornige Wege geebnet. Aber ein starker Wille führte ihn vorwärts und empor aus Finsternissen.

Ein Band „Gedichte“ gab zunächst Kunde von ihm. Es sind Bruchstücke einer trüblichen Jugend, Bekenntnisse eines mächtig Ringenden, der in Leben und Weltanschauung sein Eigener ist. Zwar bewegt er sich nicht auf neuen Bahnen — weder kosmopolitisch oder sozialer Gedankenprägung, noch moderner Bildlichkeit des Ausdrucks oder stürmischer Leidenschaft. Allen bewährten „Idealen“ treulich anhängend, steht Ilg beispielweise der jüngstdeutschen Literaturbewegung ablehnend gegenüber. Daß sie kommen mußte,

dahin, wo er aus Verzweiflung über eine unglückselige Liebe zu einer Schweizerin, die ihn abweist, sich und seine wahnsinnig dahinvegetierende Frau erschießt. Es finden sich wahre Prachtstücke einer dichterischen Schilderkunst, wie beispielsweise das köstlich neckische Wintermärchen und anderes mehr in diesem Roman. Paul Jlg bewährt sich aber auch in den beiden als meisterlichen Erzähler.

e. k.

Die Sonnenwendpflanze als Lichtdiebin.

Daß es auch im Pflanzenreiche raffinierte Ausbeuter gibt, und daß nicht minder als bei den Menschen dort Bürger, Lohschläger, Zehnpfarrer, kurz alle Arten von Verbrechern existieren, das hat erst die botanische Wissenschaft der letzten Jahrzehnte entdeckt. Aber die Mittelungen sind in diebandigen Folianten so zerstreut, daß man ein wirkliches Bild der Tricks des Ausbeutertums im Pflanzenreich nicht bekommen kann, wenigstens nicht als Laie. Da ist es nun ein wirkliches Verdienst, daß in den letzten Jahren der als tiefgründiger Botaniker ebenso wie als außerordentlich anregender populärer Schriftsteller bekannte Dr. W. Koelsch sozusagen ein vollstimmliches Buch über die ungerechte Mammonwirtschaft bei den „unschuldigen“ Pflanzen, wie wir sie gewöhnlich nennen, geschaffen hat. Es ist unter dem Titel „Bürger im Pflanzenreich“ in der Kosmos-Gesellschaft erschienen und führt uns die ganze Verbrecherliste vor: arme Mundräuber, wie gerissene Expresler, faule Schmaröcher, wie die lebensgefährlichen Begelegerer.

In unserer Zeit des nahenden Abends und der Weihnachtsen interessiert natürlich das geheimnisvolle Leben jener Pflanze am meisten, die sozusagen vom Tod der Bäume lebt und die als Symbol für die Weihnachtsfeier von England und Skandinavien auch nach Deutschland herüberkam, der Mistel, und in den nächsten Wochen auf den Weihnachtsmärkten arbeitslosen Bauern und Arbeitern einen oft nicht unerheblichen Gewinn einbringt.

Die Mistel ist eine Expreslerpflanze, die sich bekanntlich ausschließlich auf Obstkäulen, manchmal auch auf Pappeln, findet. Sie erscheint zuerst als kleiner kugeliges Strauch, der sich in der Krone eines Baumes festgesetzt hat. Sie entzieht dem geprellten Birte, meistens Apfel- und Birnbäumen, eigentlich nichts als Wasser und Mineralsalze zur Ernährung. Das merkwürdigste aber an dieser eigentümlichen Diebin unter den Pflanzen ist, daß sie sich nicht wie andere Schmaröcher ihrer Art an den Wurzeln, d. h. direkt an der Nahrungsquelle ihres Opfers, festsetzt, sondern hoch oben auf den Ästen der Bäume. Und nun stellt sich heraus, daß die Mistel ähnlich den Flugdrachen und Flugkröhen Japas, die aus der Enge des zugezogenen Urwaldes sich hinauf in die Baumkronen retten, um leben zu können, die Misteln ihren Mundraub — denn richtig gesehen ist es doch nichts schlimmeres — aus Lebensnot und aus Lichtnot begehen.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet erklärt sich auch recht gut die mythische Einweisung der Mistel als Symbol für die Sonnenwende. Sie ist die Pflanze, welche durch den Lichtmangel — um modern zu reden, das Fehlen gelernt hat. Wie sie an den Bäumen mit Hilfe des Windes und anderer Faktoren hinaufklettert, ist eine zu schwierige Frage, um hier im Detail behandelt zu werden. Einerlei, sie steigt im Gegensatz zu den lichtschuen Anfängern des Schmaröbertums vom Boden ins Geäst der Bäume und schlägt ihre Zelte zwischen Himmel und Erde auf. Daß Lichtbedürftigkeit die Hauptursache ihres Verbrecherlebens ist, beweist die Tatsache, daß Mistelbüsche, die durch eine kräftige Entwidlung der Baumkronen ihres unfreiwilligen Wirtes in Schattenstand geraten, verkrüppeln und eingehen.

Die Mythologie der Mistel behandelt der Verfasser des Buches, das nur 1 M. kostet, in einem besonderen Abschnitt. „Auf die Bewohner der Länder nördlich des Mittelmeeres, so sagt Dr. Koelsch, in deren Gebieten Leberpflanzen ja zu Seltenheiten gehören, hat die ungewöhnliche Lebensentfaltung und Lebensweise des kleinen Strauches schon in Urzeiten einen tiefen Eindruck gemacht. Es berührte sie wohl seltsam, daß zur Zeit des allgemeinen Laubabwurfes der straffe, runde Busch weiter grünte und daß er gerade um Weihnachten herum, wenn die Schneeschicht dicht zu werden begann, an die Frucht dachte. Sie konnten das alles nicht recht fassen. Darum wurde die Mistel zwischen Nordwegen, in dessen südlichen Teilen sie (bei 59 Grad) ihre Nordgrenze erreicht, und Sizilien, zwischen Spanien und dem Kaukasus, in Russisch-Asien und Japan, wo sie überall vorkommt, zum Gegenstand der Verehrung und Mythenbildung. Die schönste Sage, die das Recht, die Einzigartigkeit des Strauches betont, ist im Norden entstanden und findet sich in der Edda. Danach sollte Freia allen Pflanzen das Versprechen abgenommen haben, dem Sonnengott Baldur keinen Schaden zu tun; kein Holzspeer konnte ihn insofern verlegen. Nur eine Pflanze, die Mistel in den Baumkronen droben, hatte Freia übersehen und nicht auf den Eid für Baldur verpflichtet. Loki erfuhr das, schnitzte aus ihren Ästen einen Speer und gab ihn dem Wintergott Hödur, dem blinden Bruder des Lichtgottes, mit dem Auftrag,

nach jenem zu werfen. Der Wintergott warf und so kam der Lichtgott ums Leben. . . .

Auch als Sonnenwendpflanze spielte die Mistel im Kultus der Alten eine bedeutende Rolle, — einiges davon hat sich ja erhalten bis auf den heutigen Tag. Unter dem Mistelzweig wird in England (und auch bei uns zum Teil) Weihnachten gefeiert; mit dem Mistelstrauch am Stallpfeiler wehrt der schwedische und finnische Bauer Seuchen, Feuerschaden und anderes Ungemach ab, mit dem Mistelholz versucht das Volk, genau wie die griechischen Kräuterdoctoren, Fallucht und andere schwere Krankheit zu heilen. Ganz so lieb wie unseren Vorfahren ist uns die Mistel aber doch schwerlich mehr. Der Feldzug, den Land- und Forstwirtschaftslehrer gegen sie unternahmen, weil sie durch ihren Wasserentzug die Wette der Bäume zum Vertrocknen bringt und mit ihren Senkern das Ruhholz durchlöchert, ist nicht erfolglos geblieben. Man findet das Gewerbe, das sie treibt, etwas anrüchig und wenn nicht die Botaniker beim Studium ihrer Lebensweise eine Fülle interessanter Einzelzüge entdeckt hätten, die den Schmaröcherstrauch vom Standpunkt des Lebenskenners aus zu einem der anziehendsten Gewächse unserer Flora erhöhe, so glömmte von dem Feuer, das unsere Vorfahren ihr angezündet haben, heute wohl kaum noch ein Fäntchen.“

Landgrebe.

Kleines feuilleton.

Geographisches.

Finnlands „Hebung“. Das „Land der tausend Seen“ ist unzweifelhaft das geologisch merkwürdigste Stück Europas. Ueber den fortwährenden Umbildungsprozeß, der dem finnischen Boden sozusagen alljährlich eine neue Gestalt gibt, hat sich ein Gelehrter Finnlands jüngst in berechneten Worten geäußert: „Finnland hat sich aus der Ostsee erhoben“, schreibt er, und es erhebt sich noch immer aus ihr, vom Meere durchränkt. Unter dem Granitgrunde des Landes und des Meeres arbeitet still aber unaufhörlich das unterirdische Feuer. Kein Vulkan, kein Gehir, nicht einmal eine warme Quelle, nur manchmal eine leichte Erdschütterung verrät sein Dasein. Es vermag nicht die dicke Rinde zu sprengen, mit der die Polarfalte seinen Herd umgeben hat, es vermag nur die darüber liegende Erdkruste zu kränkeln, ein Gebiet zu heben, ein anderes zu senken. Langsam, Jahrhundert auf Jahrhundert, hebt es das Plateau, auf dem Finnland und die gegenüberliegende Küste Schwedens ruhen. Das ist eine Welt, die nicht mit dem Maß der Gegenwart zu messen ist, eine Woge der Urzeit, die majestätisch durch Jahrtausende dahinströmt. Die Erscheinung ist seit langer Zeit bekannt, aber seine Messungen sind zu neu und zu unvollständig, als daß sie genau sein könnten. Aus hundertjährigen, in die Strandklippen eingehauenen Vertiefungen glaubt man berechnen zu können, daß die nördlichen Küsten des Bottnischen Meerbusens sich um 1,20 bis 1,70 Meter in 100 Jahren heben, die des Finnischen Meerbusens aber nur um 60 Zentimeter. Die Hebung nimmt gegen Süden ab, hört an der schwedischen Küste auf dem Breitengrade von Stockholm auf und geht südlicher, an den Küsten von Schonen und Pommern in eine langsame Senkung über.

An vielen Stellen machen sich die Folgen dieser zum Teil noch rätselhaften Erscheinungen bemerkbar. Das Land hebt sich, die Ufer werden bloßgelegt; wo früher Schiffe segelten, schwimmt heute kaum ein Boot; wo der Fischer früher seine Netze warf, da weiden die Kühe auf der grünen Strandwiese. Klippen und Riffe entstehen, von denen früher keine Landkarte etwas wußte; die Riffe erweitern sich zu Eilanden und Inseln und diese wachsen endlich mit dem Festlande zusammen. Die Seestädte werden gestuzt, dem stehenden Meere nachzuziehen. * Mit jedem Menschenalter zeigt sich ein neues bebaubares Gebiet, und jedes Jahrhundert schenkt Finnland ein neues Fürstentum. Die Seen sind der Stolz der finnländischen Geographie, aber zugleich ihre Verzweiflung, da kein Lehrbuch, keine Karte sie zu zählen vermag. Weinase jeder Kalgrund in Finnland war oder ist ein See. Das Wort des Dichters „Land der tausend Seen“ erreicht nicht den vierten, nicht den fünften Teil der wirklichen Anzahl. An Wasserreichtum kann Finnland nur mit den Insel- und Deltaändern verglichen werden. Rings um Finnland, in ihm, unter ihm wogt das Meer. Ein Teil der Gewässer ist mit der Oberfläche des Landes gekantet und hat jene Sümpfe und Moore gebildet, die den Ansiedler ständig bedrohten und ihn ständig anlocken — heute sind sie Frosthöhlen, nach zehn Jahren vielleicht fruchtbarere Felder. Ein Fünftel des Landes ist noch heute Moor und Sumpf. Man hat berechnet, daß Finnland, im Verhältnis zu seiner Größe, ein Drittel mehr Binnenwasser umfaßt als Schweden, 6 1/2 mal mehr als Norwegen und die Schweiz, 8 mal mehr als das europäische Rußland, 10 mal mehr als Deutschland und Schottland und beinahe 40 mal mehr als Dänemark, Oesterreich-Ungarn und Frankreich.

Die Seen sind Finnlands Sonnenseite, seine Fenster, sein pulsierendes Blut. Ohne die Seen wäre dies Land ein Steinhaufen unter Schnee.“